hre Mützen vor Freude in die Luft. Fremde umarmten sich auf der Straße wie zu Ostern. Petrograd hatte eben die Nachricht von Raspu-'ins tragischem Tode erhalten.

-⊡-

Wildschafe im Himmelsgebirge

Weidmannsheil in der Mongo'

Von Joseph M. Velter.

Schwarz, undurchdringlich lag die Nacht über den Scharautschibergen. Sturm hatte sich aufgetan, auf die Wände unseres Zeltes fuhren in Stößen Schauer von Hagelschossen nieder. Die Verspannungen schlugen. Es klatschte und klapperte. Längst war unser Feuer erloschen, längst lagen wir eingehüllt in Decken und Felle — und froren. An Schlaf war nicht zu denken.

Im Tekes-Tal hatten wir auf unserem Marsch nach der mongolisch-russischen Grenze vor drei Tagen kalmückische Jäger, braunrote, schwarzhaarige, wilde Gesellen getroffen. Vor einem ihrer Zelte lag ein erlegtes riesiges Bergschaf, wie es scheu und kaum auffindbar in den Bergen des Tien Schan, des chinesischen „Himmelsgebirges", haust. Die Jäger nahmen uns freundlich auf, luden uns zum Tee ein, jenem grauen, trüben Gebräu, das aus Teeblättern mit Butter und Salz gekocht wird und das wir nur mit dem Heldenmut der Verzweiflung herunterbekamen. Von diesen Jägern erfuhren wir, daß in den Scharautschibergen Katschgars, Wildschafe, in starken Rudel-- lebten.

Wir waren alsbald wieder aufgebrochen, hatten das Tekestal verlassen und waren in den letzten drei Tagen in die Berge gestiegen, um unsere Schußliste, wenn es eben anging, auch um eins dieser braunen Riesenschafe zu bereichern, die nach den Aussagen der Kalmücken ein Gewicht von 12 bis 14 Pud, also von etwa 400 bis 460 Pfund, erreichten. Das von den Kalmücken erlegte weibliche Tier mochte ein Gewicht von 240 Pfund gehabt haben.

Nun standen unsere kleinen Kirgisenpferde mit hängenden Köpfen in der Nähe des Zeltes im Schutze hoher Fichten. Der Wind fuhr jammernd durch die Zweige, der Hagel prasselte. Mein Gefährte Imquill warf sich unruhig herum und murmelte unverständliche, aber erbittert klingende Worte. Kurz nach Mitternacht aber legte sich der Sturm, es schien wärmer zu werden. Unser russischer Begleiter Semjon Pawlowitsch Pietroff begann, behaglich zu schnarchen. Bald versanken auch wir in unruhigen Schlaf.

Mit dem e-enden Morgen brachen wir auf. Die Pferdchen kletterten schräg den Berghang hinauf. Der Himmel war grau umzogen, Wolken glitten eilig darüber hin, langsam nur klärte es sich auf. Fichten, Birken und uralte Lärchen säumten den Weg. Die Berggräser und Blumen, die auf den Hängen und Matten sommerlang geleuchtet hatten, waren verdorrt; gelb und braun zog sich der Weg hin. Steinhühner standen auf und strichen ab.

Nun leuchtete zwischen dem Grau des Himmels lichtes Blau auf. In der Ferne schimmerte weiß der Gipfel eines verschneiten Bergriesen für Augenblicke auf. Dann verhüllten ihn ziehende Wolken. Der Weg wurde steinig, die Grasmatten blieben mehr und mehr zurück. Felsblöcke türmten sich auf, glatte Steinplatten drohten, aber unsere Pferdchen kletterten unbekümmert, sicher wie Bergziegen, vorwärts. Lärchen und verkrüppelte Kiefern zogen sich den Hang hinauf, zwischen den Felsen sproßte Edelweiß in fast meterhohen Stengeln, die drei und vier Blüten trugen, sonst aber durchaus unserem heimischen Edelweiß glichen. Hoch über uns kreiste ein Adlerpaar, und ein unbekannter, rotbrüstiger Vogel begleitete unseren Aufstieg, flog neugierig immer wieder herbei und hob ein aufgeregtes Geschwätz an.

Nach vierstündigem Ritt, einem fortgesetzten Anstrengungsstückchen im Sattel, war die Höhe des Berges erreicht. Hundert Meter vor dem Kamm hielten wir an. Den Pferden wurden die Fußfesseln angelegt. Dann krochen Imquill und ich vorwärts, auf die Höhe. Ein überwältigender Anblick tat sich auf. Vor uns lag braun, rot und zerrissen eine fast kahle Felsschlucht, hinter der steil ein steiniger Bergrücken erhob. Dahinter aber baute sich, eine phantastische Kulisse, das gleißende Gletscher- und Firnmassiv der Tien Schanberge mit ihren Sechstausendern auf, ein Bergzug hinter dem andern, weiß und blau schimmernd in ewigem Schnee.

Lange lagen wir, wortlos, übermältigt von diesem zauberhaften Bild einer gigantischen unberührten Welt. So in Schauen waren wir versunken, daß ein Reh uns fast überschritten hätte, sich aber im letzten Augenblick herumwarf und laut schreckend in langen Flüchten verschwand. Lange noch hörten wir es im unter uns liegenden Hang schmälen und machten bedenkliche Gesichter.

Eben hatten wir die Gläser hervorgeholt, um die Felsschlucht und die gegenüberliegende Wand nach Bergschafen abzusuchen, als leichter Steinschlag unter uns laut wurde. Wir fuhren zusammen, erstarrten: Kaum achtzig Schritt vor uns stand wie aus dem Boden gewachsen ein Katschgar, ein Bergbock; neben ihm, hinter ihm erhoben sich drei, vier, sechs andere Tiere, ein geringerer Bock darunter, das andere Arkhaars, weiblich-e Schafe, braun und zottig in ihrem Winterfell.

Der Bock war fast silbergrau, ein alter Herr mit einem so prachtvollen, schweren Gehörn, daß es aussah, als könne das Tier es nur mit Mühe tragen. Das Rudel hatte sich offenbar wiederkäuend vor uns im Hang niedergetan, das schreckende Reh ließ die Tiere aufstehen. Verhoffend standen sie nun, äugten mißtrauisch ins Tal, dann zu uns hinauf. Ich schloß die Augen bis auf einen Spalt, wagte mich nicht zu rühren und ahnte mehr, als ich es sah, daß Imquill die Büchse langsam vorwärtsschob.

Nun kletterte der Katschgar mit den Vorderläufen auf ein Felsstück. Imquill lag im Anschlag, wie eine Zielscheibe bot der Bock das Blatt, da fuhr die Kugel aus dem Lauf. Donnernd brach sich der Schuß an den kahlen Bergwänden und dröhnte in vielfachem Echo zurück. Im Feuer verschwand der Bock. Das Rudel raste talwärts, Gestein prasselte, kleines Vogelgetier schwirrte ängstlich flatternd herauf. Wenige Augenblicke später sahen wir die flüchtigen Tiere im jenseitigen Hang auftauchen und stellten überrascht fest, daß unser Rudel aus vierzehn Stück bestand. Den Schluß bildete ein kapitaler, silberfarbener Bock . . .

„Da geht er hin, der Alte!" lachte ich ingrimmig und maßlos enttäuscht. Aber Imquill schüttelte den Kopf: „Der ist für Dich, vorausgesetzt, daß Du ihn jemals vor die Büchse bekommst — meiner muß da unten liegen."

Wir begaben uns auf die Suche. Nach einer fast zweistündigen Kletterpartie fanden wir Imquills Bock. Die Kugel saß Tiefblatt. Trotzdem war das Wild noch annähernd hundert Schritt weit geflüchtet und dann einen Hang hinabgestürzt. Das Tier hatte die Größe eines geringen Berghirsches und wog rund 320 Pfund. Das Gehörn hatte, wenn man das Meßband längs der äußeren Krümmung anlegte, eine Länge von 1,64 Meter, der Umfang des Hornes betrug, am Ansatz gemessen, 54 Zentimeter.

Imquills Katschgar blieb der größte, den wir erlegten. Ein drei Tage später von mir gestreckter Bock wog aufgebrochen 275 Pfund Es war ein guter Durchschnittsbock mit einem Gehörn von 1,42 Meter Länge. Den silberfarbenen Alten, der am Schluß des ersten Rudels geflüchtet war, haben wir nie wiedergesehen.

-⊡-

Fünf leere Pa'.onen

Ein mißlungener Racheakt in der Kalahari.

Von Günther Erlenbeck.

Glühend brannte die Sonne auf die Kalahari hernieder. Nur kümmerlich durch Ziegen- und Antilopenfelle gegen ihre sengenden Strahlen geschützt, lagen die Heium-Buschmänner in tiefem Schlaf. Nur einer wachte — M'ibo, der alte Zauberer des Stammes, dem die sorgenvollen Gedanken keine Ruhe ließen. Mit Sonnenuntergang würde der Stamm seine kümmerlichen Habseligkeiten zusammensuchen und weiterziehen, nur ihn, den Achtzigjährigen, wollte man zurücklassen. Das wäre sein Todesurteil gewesen. Seine alten Füße vermochten mit dem schnelleren Schritt der Jüngeren nicht mehr Schritt zu halten; hatte man bisher noch auf ihn Rücksicht genommen, weil er als Zauberer dem Stamme unentbehrlich schien, so galt das heute nicht mehr. Ein anderer würde seine Stelle einnehmen, es sei denn, daß ein plötzlicher Tod diesen anderen dahinraffte und die Heium weiter auf M'ibos Dienste angewiesen waren.

Listig lächelte der Alte in sich hinein. Wozu war er seit mehr als einem halben Jahrhundert der weithin berühmte Zauberer der Heium gewesen, wenn er nicht einmal verstünde, einen ihm notwendig erscheinenden Todesfall zur rechten Zeit herbeizuführen? Nur geschickt mußte die Sache gemacht werden, damit nicht der leiseste Verdacht ihn traf. Denn sonst — M'ibo zweifelte nicht, daß die empörten Stammesgenossen ihm einen schrecklichen Tod bereiten würden, falls sie ihn als Mörder ihres neuen Medizinmannes entdeckten. Doch er wollte schon dafür sorgen, daß niemand dahinter kam.

Jetzt galt es zu überlegen, wie sich der einmal gefaßte Plan am besten durchführen ließ. Der alte Zauberer öffnete den an der Hüfte hängenden Beutel, der all die verschiedenen, im Laufe langer Jahre zusammengetragenen Zaubermittel enthielt. Löwenzähne und Stückchen Chamäleonfell, glitzernde Steinchen von unglaublicher Härte — M'ibo ahnte nicht, daß er ein kleines Vermögen an Diamanten bei sich trug —, seltsam gestaltete Wurzeln und Muscheln, die auf unerklärliche Weise von dem Hunderte von Kilometern entfernten Meere ihren Weg ins Kaochofeld gefunden hatten. Den wirkungsvollsten Zauber indessen bildeten nach des Alten Ueberzeugung fünf rätselhafte Dinger, die er vor einigen Wochen gerade von M'qua, seinem möglichen Nachfolger und daher Todfeinde, erhalten hatte. Nach Stammesbrauch waren alle in der Wüste gefundenen unbekannten Dinge, da sie ja Zauberkraft enthalten konnten, an den Medizinmann abzuliefern. Dies nun waren fünf glatte, harte, gelblich glänzende Stücke von der Länge eines Fingers, doch nicht ganz so dick wie ein solcher, rund, an einem Ende zugespitzt, am anderen glatt. Mit Hilfe eines Feuersteins hatte er die rundlichen Spitzen entfernt und im Innern eine grauschwarze, sandartige Masse entdeckt, die er sorgfältig in einem kleinen Beutel aus Chamäleonhaut aufbewahrte.

Der schwarze Sand und die in Leichengift getauchten vier Pfeilspitzen, die M'ibo gleichfalls in seinem Medizinbeutel ständig bei sich trug, sollten als Werkzeug der Rache dienen. Der Zauberer sah sich vorsichtig um, dann nickte er befriedigt. Die Schläfer, die erst gegen Mittag von einer anstrengenden Jagd auf Kudus zurückgekehrt waren, lagen in tiefem Schlummer, aus dem sie nicht vor Sonnenuntergang erwachen würden, wenn es Zeit war aufzubrechen und in der Kühle der Nacht weiterzuziehen. Vorher aber würde noch jeder zum Trinkrohr greifen, dem unentbehrlichsten Besitz jedes Buschmannes, mit dem er, wenn es wie hier an offenem Wasser fehlt, aus dem feuchten Boden mühsam Tropfen um Tropfen durch die am unteren Teil als Filter angebrachte Grasspindel auffaugt. Doch diese Erfrischung sollte einem von ihnen, M'qua, schlecht bekommen.

M'ibos Plan stand jetzt fest. Er würde sich das Trinkrohr seines Feindes holen, aus dem Leichengift, das sich mit heißem Wasser von den Pfeilspitzen lösen ließ, und dem geheimnisvollen schwarzen Zaubersande eine Art Paste bereiten und damit das Innere von M'quas Trinkrohr bestreichen. Mit dem belebenden Wasser mußte dieser dann das todbringende Gift einsaugen, von dem eine Kleinigkeit einen Löwen in kurzer Zeit umzubringen vermochte. Wie viel eher einen Menschen!

Vorsichtig kroch der alte Buschmann unter dem ihn gegen die Sonne schützenden Hyänenfell hervor, vorsichtig schlich er hinüber zu dem Lager M'quas, das sich bei dem seiner Stammesgenossen befand, während M'ibo, seiner Würde als Zauberer gemäß, seinen Ruheplatz in einiger Entfernung von den übrigen gewählt hatte. Ungesehen kehrte er bald darauf mit dem Rohr zu seiner Lagerstätte zurück.

Nach wenigen Augenblicken brannte ein kleines Feuer, über dem der Zauberer in einem primitiven Tongefäß etwas Wasser zum Kochen brachte. Jetzt die Pfeilspitzen hinein und das Ganze kochen lassen, bis der größte Teil der Flüssigkeit verdampft war, während der verbleibende Rest das tödliche Gift in sich aufgenommen hatte. Schließlich noch Zaubersand hinzu gesetzt, und die Paste war fertig. M'ibo schüttete aus dem Chamäleonhaut-Beutel die unbekannte Masse in die hohle rechte Hand und streckte den rechten Arm aus, um jene in das Tongefäß zu werfen. In diesem Augenblick platzte in der Glut krachend ein trockener Zweig, einige Funken sprühten auf. Nun eine grelle Stichflamme, der Medizinmann fühlte einen stechenden Schmerz an der rechten Hand, dann verließen ihn die Sinne. —

Einige Monate später stieß ein Kamelreitertrupp, der von Kobib aus eine Streife in die Kalahari machte, im Wüstensande auf ein menschliches Gerippe, dem zur allgemeinen Verwunderung die rechte Hand fehlte. Neben den sonnengebleichten Knochen lagen fünf Patronenhülsen. Sie waren wie die nähere Untersuchung ergab, nicht abgefeuert, aber einer der Leute fand seltsamerweise eine Kugel und — Pulverladung.

Verantwortlich H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 1 — Mittwoch, 6. Januar — 1932

Winter auf dem Kohlberg

Wenn heftige Novemberstürme die letzten Blätter von den Bäumen schütteln und die farbenprächtigen Bilder des Herbstwaldes immer mehr verwischen; wenn dichter Nebel die Sauerländischen Berge einhüllt und Frau Sonne nur selten einen freundlichen Blick über die Gefilde gestattet, dann sinkt auch der Kohlberg in herbstliche Wehmut zurück und schickt sich an, seinen Winterschlaf vorzubereiten. Das Geplauder fröhlicher Wanderer, die frischen Weisen fahrender Scholaren und die munteren Lieder der gefiederten Sänger sind verstummt. Totenstille allüberall, die nur ab und zu vom gleichförmigen Schritt eines einsamen Wanderers unterbrochen wird.

Es gab eine Zeit, da diese Ruhe das ganze Jahr hindurch dauerte. Jedermann wußte, daß es da oben auf der Giebel nicht geheuer war. Man fürchtete die Geister, die dort ihr Wesen trieben, die Isenburger und Gellenburger Raubritter, die die Höhe unsicher machten, und nicht zuletzt die reißenden Wölfe, die in der heulenden Bergwildnis ihr Standquartier hatten und zuweilen am Knüppotten „zu den Fenstern hineinsahen. Ganz besonders schauerlich war die Höhe im Winter, wenn der Schneesturm die wenig wahrnehmbaren Wege ganz verwischt hatte. Da mußte man schon ziemlich landeskundig sein, wenn man sich nicht verirren wollte." (A. Daniel.)

Heute währt die winterliche Ruhe auf dem Kohlberg nur kurze Zeit. Wenn Frau Holle ihre Betten tüchtig ausklopft, daß die Federn fliegen, dann beginnt auf unseren Bergen ein lustig Leben und Treiben. Von allen Seiten strömen Skifahrer herbei, um in der klaren Winterluft dem herz- und lungenstärkenden Schneeschuhsport zu huldigen. Während der Skilauf früher nur von wenigen begeisterten Anhängern gepflegt wurde, ist die weiße Kunst heute zum Volkssport geworden. Dank der finanziellen Unterstützung durch Regierung und Kommunen war es möglich, die gesundeste aller Leibesübungen in das Volk hineinzutragen.

Wer die leuchtenden Augen und lachenden Gesichter der Skiläufer und -läuferinnen sieht, der erkennt, daß es nichts Schöneres geben kann, als der freudebringende Wintersport. Jung und alt erfreut sich auf den weißen Schneeflächen. Und so ists recht. Zum Skilaufen ist niemand zu alt und niemand zu jung. Selbst die Kleinsten, die nicht glückliche Besitzer der geliebten Bretter sind, wissen sich zu helfen. Es ist eine Freude, zu sehen, wie sie auf selbst hergerichteten Fahdauben die steilsten Abhänge hinuntersausen. Wenn auch die neue Kreisstraße Neuenrade—Dahle einige Ueberlegungswiesen auf beiden Seiten des Kohlbergs durchschnitten hat, was schadet es? Der Schneeschuh kümmert sich wenig um Fahrstraßen und Wanderwege. Ueberall ist seine Bahn und alle Hindernisse zu überwinden ist eine besondere Freude, selbst wenn es gilt, Stacheldrahtzäune zu übersteigen. Das S.G.V.-Ehrenmal, das als Winterfrische und Zentralpunkt für genußreiche Skitouren weit bekannt geworden ist, ladet die Skifreunde zu kurzer Rast oder längerem Verweilen ein. Besonders an Sonntagen kann man ein unaufhörliches Gehen und Kommen von Wintersportlern beobachten, die dort Einkehr halten, um sich für die Weiterfahrt über die weißgeschmückten Berge zu stärken. Ein Geländelauf über die Giebel ist besonders lohnend. Maler schätzen die Gegend wegen ihrer abwechslungsreichen Landschaftsbilder. Fern von allen Sorgen des Alltags gleitet der Schneeschuh durch unberührten Schnee in die tiefe weltabgeschiedene Einsamkeit. Tief atmend trinkt der Skiläufer die winterliche reine Luft. Erhaben stehen die schneeverhangenen Tannen am Wege, auf dem der Wind gewaltige Dünen aufgewirbelt hat, und seufzen unter der schweren Schneelast. Welch feines Gewebe hat der Winter über die zarten Zweige der Eichen und Buchen gesponnen! Ein Aestchen, seines Schmuckes beraubt, schnellt in die Höhe. Leise fallen die weichen Flocken zur Erde. Ein Häslein huscht in den Tann. Kräftige Abdrücke der Läufe zeigen den Weg, den es eilig genommen. In der Ferne trottelt Meister Reineke gemächlich seines Weges. Hier die zarten Fußabdrücke eines zierlichen Eichhörnchens. Dort erhebt sich schwerfällig ein Rabe, nachdem er seine mächtigen Flügel in den Schnee eingezeichnet hat. Flüchtige Rehe eilen vorüber, um rasch im Waldesdickicht zu verschwinden. Immer neue Bilder gewährt das aufmerksame Auge des Wanderers. Welch ideale Verbindung von Sport und Naturgenuß! Wahrlich, wer nur zur schönen Sommerzeit die Berge durchstreift, wird nur ein unvollständiges Bild von der Schönheit seiner Heimat gewinnen. Wer aber zum Schneeschuh, dem Schlüssel des winterlichen Zauberreiches, greift und sich in die verborgensten Winkel des märchenhaften Winterwaldes führen läßt, der wird die Heimat in ihrer ganzen Herrlichkeit schauen und voller Ehrfurcht empfinden, was der Dichter sagt:

„O du mein Heimatland
im heil'gen Winterschweigen,
ich will mich andachtsstumm
vor deiner Schönheit neigen!"

W. B.

-⊡-

Zum Dreikönigs-Tag (6. Januar)



Die Heiligen drei Könige.
Nach einer neapolitanischen Krippendarstellung.

Westfalen in Alt-Flensburg

Vor kurzem hat das Kunstgewerbemuseum in Flensburg eine stadtgeschichtliche Ausstellung veranstaltet, die für eine große Anzahl westfälischer Städte und Geschlechter von besonderem Interesse ist. Auf Grund von geschichtlicher Forschung des dortigen Stadtarchivars Prof. Gräf hat der Museumsdirektor Dr. Fuglsang durch den Kunsthistoriker Erwin Röbbe u. a. eine große Tafel schaffen lassen, die in sinnfälliger Weise die Herkunft der führenden Geschlechter Flensburgs im 16. Jahrhundert veranschaulicht. Wesentlich war der historische Raum Westfalen das Quellgebiet der Köpfe, denen Flensburg eine so hohe Blüte verdankt. Geschickt sind die Blutsbindungen zwischen den westfälischen Landen und Flensburg durch farbige Bände dargelegt; plastisch heben sich Medelle der größeren Heimatstädte ab. Ueberall sind die Namen der Geburtsorte eingetragen und die Figürchen von etwa 100 Neubürgern ziehen zu Fuß, zu Pferde oder zu Wagen nordwärts. Während aus Ostfalen, das damals ganz jung den Organisationsnamen „Niedersachsen" beigelegt erhalten hatte, kaum jemand nach Flensburg auswanderte, ging ein breiter Strom westfälischen Blutes dorthin, u. a. aus Bechta, Vörden, Quakenbrück, Löningen, Osnabrück, Minden, Herford, Bielefeld, Lemgo, Warendorf, Münster, Lippstadt, Soest, Kamen, Dortmund, Recklinghausen und Wetter.

Für uns Westfalen ist es sehr bemerkenswert, daß sich der nördlichste Brückenkopf deutscher Grenzmark wieder der vielfachen Fäden zu den Altwestfalen zwischen Wesertal und Rheinland, Hessen und Friesland erinnert, das jahrhundertelang die stärkste Bedeutung in der Hanse gehabt hat.

-⊡-

Fledermaustürme in Deutschland

In Rappenvört (Baden) und Hengsten (Westfalen.)

Die kleinen fliegenden Drachen unserer deutschen Heimat, die Fledermäuse, gewinnen in den letzten Jahren, seit die Kenntnis ihres Nutzens immer verbreiteter wird, mehr und mehr an Wertschätzung und — Schonung. Das Tier, das wegen seines grotesken Aussehens, eines Bildes, das wir sehr oft in der kirchlichen Kunst als Vorbild für die Teufelsgestalten finden, früher allgemein als etwas Unheimliches und darum Vernichtenswertes empfunden wurde, ist unserer Sympathie bedeutend näher gerückt, seitdem wir wissen, daß es einer der hauptsächlichsten Mückenvertilger ist. An die Stelle der Verfolgung ist denn auch die Schonung und Hut getreten

Ein österreichisches Industriezentrum finanziell zusammengebrochen



Blick auf die alte Stadt Steyr, den zweitgrößten Oct Oberösterreichs, dessen Finanzlage infolge der Wirtschaftskrise äußerst bedenklich ist. Während Steyr früher den Mittelpunkt der oberösterreichischen Stahl- und Eisenindustrie bildete, ist die Stadt jetzt namentlich durch die Stilllegung der Steyr-Automobilwerke in derartige Schwierigkeiten gekommen, daß der Bürgermeister die Einstellung sämtlicher Gemeindebetriebe und die Entlassung aller Beamten beantragen mußte.

Man hat sogar besondere Gebäude als Wohngelegenheit für die Fledermäuse eingerichtet, sogenannte Fledermaustürme. Der erste wurde von der Vogelwarte Rappervört bei Karlsruhe eingerichtet. Der wuchtige viereckige Turm eines stillgelegten Ringofens ist oben zugedeckt, seitwärts mit Flugfenstern versehen und innen mit zweckmäßigen Wohnräumen für die Tiere eingerichtet worden. Aus dem Feuerungsraum wurde das Winterquartier. Die Fledermäuse haben diese ideale Wohnstätte sofort angenommen und verrichten prompt und brav in der Umgebung das Amt der hygienischen Luftpolizei, das die Natur ihnen zugewiesen und der Mensch erleichtert hat.

Der zweite Fledermausturm in Deutschland steht in Westfalen. Bei der Aufstauung des Hengsteysees hat man inmitten der Wasserfläche ein altes Stallgebäude stehen lassen, das wie eine feste Burg romantisch aus den Fluten ragt. Aehnlich wie in Rappervört hat man das Innere eines Turmes zur Behausung für die Fledermäuse eingerichtet, auch hier mit bestem Erfolge.

Die Anregung zur Einrichtung solcher Fledermaustürme kommt von einem Dr. Campbell, der in der Nähe von San Antonio in Texas folgende Beobachtung machte. Ueberall im Lande gab es Moskitos, nur bei San Antonio nicht, obwohl die besten Brutstätten da waren. Der Strich galt darum als besonders gesund, nur empfand man die große Menge von Fledermäusen störend. Schließlich rückte die Bevölkerung mit allen Mitteln der „Plage" zu Leibe, und siehe: Als die Fledermäuse so gut wie ausgerottet waren, kamen auch die Moskitos mit allen ihren Belästigungen und gesundheitlichen Gefahren. Dank der günstigen Lebensbedingungen vermehrten sich die Insekten sehr schnell und brachten der Stadt statt des Namens eines besonders gesunden Platzes den eines Brutherdes von Malaria und anderen Krankheiten. Dr. Campbell wies als Erster auf die Zusammenhänge mit der Vertilgung der Fledermäuse hin und entdeckte bei Kotuntersuchung dieser Tiere, daß ihre Nahrung zu neun Zehntel aus Moskitos bestand. Ueber 500 Moskitos, schätzt man, frißt eine Fledermaus täglich auf.

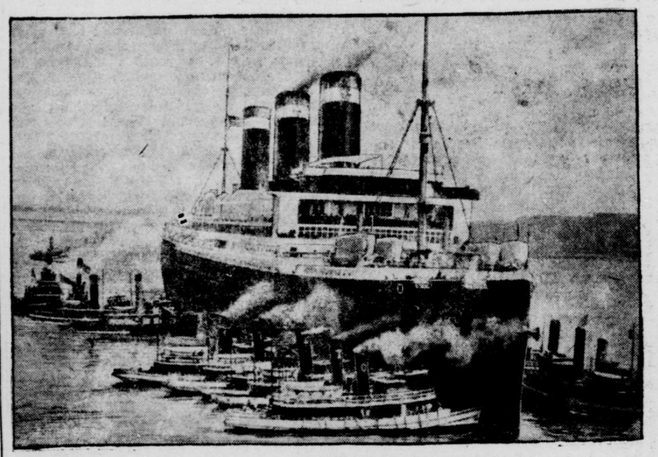
Seine Arbeit regte den Leiter der Vogelwarte Rappervört, den Professor Fehringer, an, die Untersuchungen zu kontrollieren, und er fand die Ergebnisse bestätigt. Nach seinem Vorschlag sind die ersten Fledermaustürme gebaut worden. Er empfiehlt, an vielen Stellen, wenn auch in kleinem Maßstabe, solche Wohnstätten für die Mückenfresser zu bauen. Vor allem in mückenreichen Gegenden empfiehlt es sich, die Fledermäuse zu schonen und ihnen die Lebensbedingungen zu erleichtern. Er bittet alle, die z. B. beim Abholzen in hohlen Bäumen Fledermäuse im Winterschlaf finden, die Tiere nicht zu töten, sondern, wenn keine Aufbewahrungsmöglichkeit vorhanden ist, sie ihm mit der Post zuzuschicken. Schulen, Behörden und Presse sollten durch Aufklärung für den Schutz der Fledermäuse eintreten.

Westfälische Heimattänze

Die Heimatbewegung, die sich um die Wiedererweckung, die Pflege und Erhaltung des alten, wertvollen Kulturgutes aus dem heimatlichen Volkstum bemüht, erstreckt sich nicht allein auf Sprache, Literatur und bildende Volkskunst, sondern sie hat sich aus dem Bereich von Sitte und Brauch auch der Neubelebung der schönen alten Volkstanzkunst angenommen, in der sich Geist und Herz, Gefühl und Empfindung einfachen, ursprünglichen Volkstums in rhythmischer Bewegung, in Singweise und schlichter Musikalität besonders lebensvoll ausdrückt. Ein für die heutige Volkstanzpflege sehr bemerkenswertes Buch: „Westfälische Heimattänze" ist kürzlich von dem um die Wiedererweckung und die Förderung der alten Volkstanzkunst verdienten O. Ilmbrecht-Hamburg, unter Mitarbeit von Ilse Adams, Osnabrück, und Mimi Heine, Letmathe, herausgegeben worden (im Verlag der Buch-Ein- und -Verkaufsgenossenschaft Hamburg e. G. m. b. H., Hamburg). Außerdem hat der Westfälische Heimatbund und der Niederdeutsche Volkstanzkreis, Hamburg, mitgewirkt.

Das Buch enthält 18 Volkstänze aus verschiedenen Gauen Westfalens. Bei der Auswahl der Tänze war das Gebiet altwestfälischen Volkstums, das über die heutigen politischen Grenzen Westfalens ins Oldenburgische Münsterland und das Osnabrücker Land hinausreicht, maßgebend. Das Buch wendet sich in erster Linie an die Heimatvereine und Schulen. Aus diesem Grunde sind in der ersten Auflage vorwiegend einfache Tänze mit Singtexten ausgewählt worden, damit sie dort wieder zu Ehren kommen können, wo Musikinstrumente fehlen. Die Tänze eignen sich, worauf besonders hingewiesen sei, besonders für den Turnunterricht. Für bereits geschulte Volkstanzkreise enthält das Heft 6 Kreistänze. Alle Tänze sind außer den Noten mit genauen Beschreibungen versehen (Harmonien und Klaviersatz stammen von Paul Haslinde-Münster). Das Heft will, wie in der beachtenswerten Einführung gesagt wird, keine literarische Angelegenheit sein, sondern sich für den praktischen Gebrauch bereit halten. Vor allem sollen die Tänze zu den ländlichen Bewohnern der westfälischen Landschaft sprechen.

Das größte Schiff der deutschen Vorkriegshandelsflotte wird außer Dienst gestellt



Der jetzige amerikanische Riesendampfer „Leviathan" (die frühere deutsche „Vaterland") ist aus dem Verkehr gezogen und auf unbestimmte Zeit außer Dienst gestellt worden. Die Besatzung des 54 000 Tonnen großen Ozeanriesen, des zweitgrößten Schiffes der Welt, wurde bereits abgeheuert.

Mein letztes Gespräch mit Rasputin

Von Prinzessin Lucian Murat.

Von Rasputin hörte ich zum ersten Mal 1913 in einem Petersburger Lichtspielhaus. Der Fremde, der damals seinen Namen aussprach, hatte wohl noch keine Vorstellung von der beginnenden Macht dieses Mannes. Denn ich hörte einen Russen flüstern: „Vorsicht! Niemand spricht den Namen aus. Wenn Sie sich nicht in acht nehmen, finden Sie sich eines schönen Tages in Sibirien wieder."

Im Jahre 1916 war Rasputin die mächtigste Persönlichkeit Rußlands. Ueberall hörte man seinen Namen als den des nationalen Sündenbockes. Er wurde für alle Fehler des sich aushöhlenden alten Regimes verantwortlich gemacht.

Meine Neugier trieb mich, diesen Mann zu sehen, von dem nun alle redeten. Die einen fluchten ihm; andere fragten sich, was er wohl morgen an neuem Unheil anrichten würde. Ich wollte auf jeden Fall die Bekanntschaft dieses schlauen Bauern machen, der entdeckt hatte, daß im zwanzigsten Jahrhundert das Prophetenamt am sichersten zur Macht führte.

Es war nicht leicht, an Rasputin heranzukommen. Seine Umgebung, die immer fürchtete, irgend eine neue Person könnte Einfluß auf ihn gewinnen, umgab ihn mit einer Chinesischen Mauer, deren Tore sich nur ganz wenigen öffneten. Irgend jemand sagte mir im Spaß, ich sollte doch Rasputin zu ermorden versuchen.

Ich lehnte das ehrende Angebot dankend ab: „Wir behalten unsere Charlotte Cordays zum eigenen Gebrauch im Lande."

Nach vielen Mühen gelang es einem Bildhauer aus meinen Bekanntenkreisen, eine Audienz für mich zu erreichen. Rasputin wollte mir sogar sitzen.

Es war kalt an diesem Tage. Ueber den Kanälen lag eine Eisdecke, und die Stadt ruhte in lautloser Stumpfheit. Ich klingelte an der Tür im ersten Stock eines recht einfachen Hauses. Auf der Treppe standen alle möglichen Menschen, die nach Geheimpolizisten aussahen. Ich mußte über ihren oft sonderbaren Aufzug lächeln.

Dann trat ich mit zwei Bekannten ein, die ich gewissermaßen zum Schutz mitgenommen hatte. Ein Mädchen von vierzehn Jahren, die Tochter des Wundermönches, hatte uns geöffnet. Sie trug ein rotes Taschentuch über dem Kopf. Aus ihren Augen sprach Intelligenz, doch sonst sah sie aus wie ein Bauernmädchen, das sich in der Stadt verlaufen hatte. Sie führte uns in einen recht einfach eingerichteten Raum. Da standen ein grünes Velvetsofa, ein Schreibtisch und ein paar Stühle.

Während wir warteten, erklang dauernd die Flurglocke. Generäle in Uniform, Damen der Aristokratie, die es scheinbar sehr eilig hatten, sahen einen Augenblick zur Tür herein. Schließlich kam er selbst, bat, sein Spätkommen zu entschuldigen, und küßte meine Bekannten nach russischer Art auf den Mund. Ich fürchtete mich schon vor der gleichen Behandlung, doch er beschränkte sich darauf, mir die Hand zu geben.

„Wir wollen einen Kreis bilden", sagte er dann, „so daß jeder den anderen berührt und unsere Seelen ineinander übergehen." Wir stellten also unsere Stühle eng zusammen, und ich sah ihm in die tiefblauen Augen. Sie hatten etwas Faszinierendes. Ich wollte ihn nun zeichnen, doch dabei fiel es mir schwer, den beherrschenden Ausdruck, den er besaß, richtig wiederzugeben. Obwohl ich mich dagegen wehrte, fühlte ich plötzlich Sympathie für ihn, und ich hätte damals geschworen, daß er ein guter Mensch war. Sein braunes Haar fiel ihm unordentlich über die breiten Schultern, seine etwas starke Nase war edel geformt, die Stirn hoch, der Mund ansprechend mit etwas schweren sinnlichen Lippen, das Kinn ausgeprägt und vorgeschoben unter einem schlecht gekämmten Bart. Man sah ihm seine 50 Jahre nicht an, und er war gut gebaut. Zweifellos saß ein durchaus intelligenter Mensch vor mir, ein unbedingter Meister seiner Leidenschaften.

Nachdem ich einige Zeit gezeichnet hatte, bat ich: „Sagen Sie uns doch, wie es kommt, daß Sie über die Großen dieser Erde Macht ausüben!"

„Nur durch die Liebe, mein Täubchen", antwortete er. Dann griff er nach Papier und schrieb: „Die Liebe ist unser Trost, unser Kummer, unser Schmerz." Er stand sichtlich im Kampf mit der Rechtschreibung und schrieb die Worte etwas mühsam, wie ein Bauer, der seinen Acker pflügt. Sein Gesicht war in diesem Augenblick das eines Apostels. Ich erinnerte mich daran, daß ihn der Mönch Hiodor in einer Predigt den „größten Heiligen im Rußland der Gegenwart" genannt hatte.

„Schön", sagte ich, „doch nun erzählen Sie uns, wie Sie dazu kamen, ein solcher Mensch zu werden. Uebrigens erzählt man sich, Sie seien ein liederlicher Trunkenbold, der die Frauen nicht ungeschoren lassen könne."

Er stritt das nicht ab und erzählte seine Lebensgeschichte, wobei er sich selbst oft durch Wehklagen und Gebete unterbrach: „Ich war damals ein Fuhrmann und kam ab und zu einmal bis nach Tobolsk. Eines Tages fuhr ich Milaly Zolowoskyn, einen Studenten der Gottesgelahrtheit. Als wir uns trennen wollten, packte er mich an der Schulter: ‚Gregory Effemowitsch, sieh empor zu Gott! Alle Leute reden hier von Deinen Ausschweifungen, Mütter weinen, und Männer klagen. Du wirst noch einmal die Knute bekommen, wenn Du Dich nicht besserst und Deine Zuflucht zu Gott nimmst'.

Da schien es mir, als ging plötzlich in meinem Innern ein Licht auf. Ich sagte meiner Frau und meinen Schwestern liebevoll Lebewohl und ging in den Wald, um zu grübeln, bevor ich meine Pilgerfahrt nach Jerusalem antrat. Unterwegs betete ich in allen Klöstern. Zwei Jahre lang vertiefte ich mich in die Geschichte der Kirche und in die Heilige Schrift, und dann begann ich zu predigen.

Ich wurde dem Bischof Theophanus und Vater Iwan von Kronstadt empfohlen, und ich vertauschte Sibirien mit den großen Städten."

Hier überreichte er mir ein Schriftstück. Ich fand darin hier und dort gute, wenn auch nicht ganz klare Gedanken, mit deren Hilfe ich langsam begriff, wie es Rasputin möglich gewesen war, solchen Einfluß auf den Zaren und die Zarin zu gewinnen.

Ich sah Rasputin an. Aus seinem Gesicht las ich einiges von den beiden Naturen, die in ihm wohnten, von dem Fanatiker und von dem Trunkenbold, von dem Träumer und von dem Satyr. Er war ein Mensch, der seine beiden Naturen den Umständen entsprechend anzuwenden wußte.

Schließlich wurde er müde, mir noch länger zu sitzen. So machte er mir den Vorschlag, er wollte mich zu einer Gesellschaft mitnehmen, die am gleichen Abend ihm zu Ehren stattfinden sollte. Das Gerücht ging, daß Rasputin bei solchen Gelegenheiten in einem Lehnstuhl zu liegen und sich — mit der Selbstverständlichkeit des Herrschers — eine Gefährtin für die Orgien der Nacht auszusuchen pflege.

Ich lehnte seine Einladung ab. Da sagte er: „Das ist nicht recht von Ihnen. Denn in mir wohnt etwas vom Höchsten, und die Rettung kann nur durch mich kommen. Deshalb müssen Sie sich mit mir körperlich und geistig vereinigen. Kommen Sie diesen Abend, wenn die Sterne blinken und der Weihrauch auf dem Dreifuß schwelt. Dann wollen wir gegenseitig unsere Hände halten."

Während er sprach, schienen seine Augen die Höhlen verlassen zu wollen, und er bewegte seinen Körper hin und her wie ein Derwisch.

Unsere Unterhaltung wurde durch ein ungeduldiges Schellen unterbrochen. Eine stämmige Frau trat ein und flüsterte Rasputin etwas ins Ohr. Er sagte mir dann, man erwarte ihn in Tsarskoe Selo. Ich hörte später, die Frau sei eine Hofdame der Kaiserin gewesen.

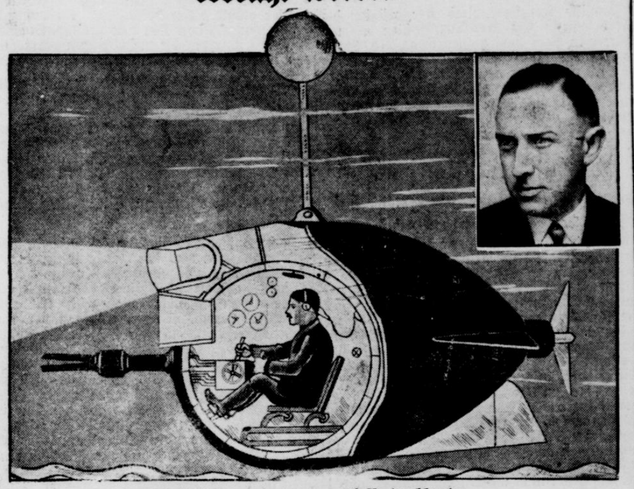
Ein paar Wochen verstrichen. Am 30. Dezember 1916, abends fünf Uhr, herrschte in der Stadt allgemeine Freude. Ein Mensch wünschte dem anderen Glück, Droschkenkutscher lehnten das angebotene Trinkgeld ab und wurden

Die Reste des englischen Riesenluftschiffs wandern in den Schmelzofen



Abtransport der Metallteile des ehemaligen Luftschiffs „R 100".
Das englische Großluftschiff „R 100" ist jetzt völlig abmontiert und auseinandergeschnitten worden. Die kunstvollen Metallkonstruktionen, die einstmals den Rumpf des Luftschiffs bildeten, finden jetzt ihr ruhmloses Ende im Schmelzofen.

Mit diesem U-Boot sollen Tiefen von 3000 Meter erreicht werden



Projektzeichnung des neuen Tiefseetauchboots.
Oben rechts sein Konstrukteur Hans Philipps.

Der Kölner Erfinder Hans Philipps legt der Oeffentlichkeit einen Plan für den Bau eines Unterseebootes vor, mit dem Tiefen von 3000 Metern erreicht werden sollen. Das Tauchboot besitzt doppelte Wandungen, zwischen denen durch Ansammlung flüssiger Luft automatisch stets der gleiche Druck erzeugt wird wie in der das Boot umgebenden Wassermenge. Dadurch ist es möglich, das Schiff vor einer Zerstörung durch den gewaltigen Wasserdruck zu bewahren. Das U-Boot soll mit den neuesten technischen Errungenschaften ausgerüstet werden und sowohl zu wissenschaftlichen Forschungen wie zur Hebung gesunkener Schiffe dienen.